

Inhalt

<i>Kathrin Mörtl</i> Editorial	5
Was leistet der Begriff »qualitative Forschung« für die Entwicklung junger Psychotherapie-Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler noch?	
<i>Gerald Poscheschnik</i> Macht und Ohnmacht des Szientismus Oder: Die Chance qualitativer Forschung	13
<i>Leeat Granek</i> The bits on the cutting room floor Erasures and denials within the qualitative research trajectory	37
<i>David Lättsch</i> Rekonstruktion biografischer Entstehungsbedingungen von Pädosexualität? Ein interaktionsanalytischer Beitrag zu Möglichkeiten und Grenzen qualitativer Sozialforschung	53
<i>Erzsébet Fanni Tóth</i> Qualitativ, das bin ich! Initiationsritual einer qualitativen Forscherin	75
<i>Mathias Wahl</i> Qualitative Forschung Eine Herausforderung für Psychologiestudierende	93
<i>Omar Carlo Gioacchino Gelo</i> On research methods and their philosophical assumptions »Raising the consciousness of researchers« again	111
<i>Philipp Mayring</i> Qualitative Forschungsmethoden in der Psychologie Differenzielle Entwicklungsprozesse	131
GAT Transkriptregeln	137
Autorinnen und Autoren	139
Wissenschaftlicher Beirat	143

Impressum

Psychotherapie & Sozialwissenschaft
ISSN 1436-4638
2012, Heft 2

ViSDP: Die Herausgeber; bei namentlich gekennzeichneten Beiträgen die Autoren. Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen nicht in jedem Fall eine Meinungsäußerung der Herausgeber, der Redaktion oder des Verlages dar.

Erscheinen: Halbjährlich

Herausgeber:
Brigitte Boothe, Jörg Frommer, Bernhard Grimmer, Marie-Luise Hermann, Jürgen Straub, Ulrich Streeck, Kathrin Mörtl, Oliver Decker

Geschäftsführender Herausgeber und Schriftleitung: Jörg Frommer

Redaktionsanschrift:
Marie-Luise Hermann
Universität Zürich
Binzmühlestr. 14/16
CH-8050 Zürich
ml.hermann@psychologie.uzh.ch

Die Herausgeber freuen sich auf Ihre Manuskripte, die im Peer Review Verfahren begutachtet werden.

Satz: Andrea Deines, Berlin
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH
www.majuskel.de

Abonnements:
Psychosozial-Verlag
Walltorstr. 10
D-35390 Gießen
Tel.: 0641/96997826 · Fax: 0641/96997819
bestellung@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Bezug ab 2008:
Jahresabo: 36,90 Euro (zzgl. Versand)
Einzelheft: 22,90 Euro (zzgl. Versand)
Bestellungen von Abonnements bitte an den Verlag, Einzelbestellungen beim Verlag oder über den Buchhandel.
Das Abonnement verlängert sich um jeweils ein Jahr, sofern nicht eine Abbestellung bis zum 15. November erfolgt.

Rechte:
© 2012 Psychosozial-Verlag
Nachdruck – auch auszugsweise – mit Quellenangabe nur nach Rücksprache mit dem Verlag.
Alle Rechte, auch die der Übersetzung, vorbehalten.

Anzeigen:
Anfragen bitte an den Verlag an
anzeigen@psychosozial-verlag.de.
Es gelten die Preise der aktuellen Mediadaten.
Sie finden sie im Downloadbereich auf www.psychosozial-verlag.de.

**Gefördert mit freundlicher Unterstützung
der Margrit-Egnér-Stiftung.**

Die Margrit-Egnér-Stiftung wurde 1983 gegründet und verleiht alljährlich an verdiente Verfasser von wissenschaftlichen Arbeiten im Fachgebiet
»Anthropologische und humanistische Psychologie und Medizin«
vier Preise. Das Anliegen der Stiftung ist, Beiträge zu fördern
und zu solchen anzuspornen, in denen der Mensch mit seinen seelischen
Nöten im Mittelpunkt steht, um unsere Welt wieder humaner zu gestalten.

Darüber hinaus unterstützt die Stiftung konkrete Projekte weltweit,
die zu einer menschlicheren Welt beitragen.

Die vier Preise werden jeweils im Rahmen einer Festveranstaltung
am zweiten Donnerstag des Novembers in der Aula der Universität Zürich
verliehen; die Veranstaltung ist öffentlich. Zudem wird jedes Jahr
eine Festschrift mit den Reden der Preisträger und einer Einführung
zum jeweiligen Jahresthema publiziert.

Weitere Informationen zur Stiftung unter ihrer Homepage:

www.margritegner.ch

Ein ungleiches Paar?

Ingrid Miethe
Hans-Rüdiger Müller (Hrsg.)

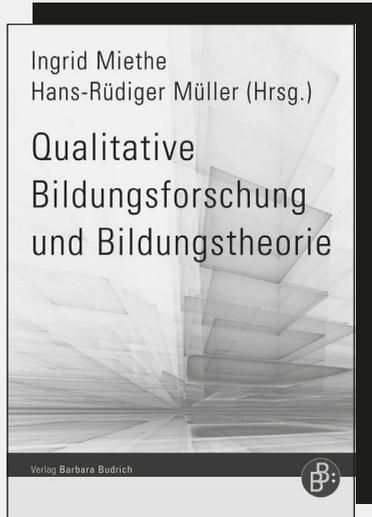
Qualitative Bildungsforschung und Bildungstheorie

2012. 311 Seiten. Kart.

33,00 €

ISBN 978-3-86649-405-3

Ist die qualitative Bildungsforschung anschlussfähig an bildungstheoretische Prämissen und Überlegungen? Zur Beantwortung dieser Frage wird zum einen aus Richtung bildungstheoretischer Ansätze argumentiert, zum anderen aus Richtung qualitativer Sozialforschung. Der Band stellt damit eine notwendige Verbindung zwischen bisher weitgehend parallel verlaufenden Diskursen her.



Abonnieren Sie unseren **Newsletter budrich intern!**

Monatlich kostenlos: Informationen zu wichtigen Themen, Tipps und Termine.

Einfach abonnieren!

info@budrich.de

Betreff: budrich intern



Verlag Barbara Budrich Publishers

Stauffenbergstr. 7 • D-51379 Leverkusen Opladen • Germany •

Tel +49 (0)2171.344.594 • Fax +49 (0)2171.344.693 • info@budrich-verlag.de

info@barbara-budrich.net

www.budrich-verlag.de

Editorial

Was leistet der Begriff »qualitative Forschung« für die Entwicklung junger Psychotherapie- Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler noch?

In diesem Themenheft über qualitative Forscherinnen und Forscher an der Universität werden wir von Jungwissenschaftlerinnen und Jungwissenschaftlern über ihre persönliche Entwicklung, Bestandsaufnahmen des Feldes und deren Empfehlungen für eine zeitgemäße Ausbildung lesen. Die Motivation zur Herausgabe dieses Heftes entstammt vielen persönlichen Diskussionen mit Kolleginnen und Kollegen in den letzten zehn Jahren. Die meisten der hier beteiligten Autorinnen und Autoren gehören zu ihnen, alle beschäftigen sich leidenschaftlich mit qualitativer Forschung. Was aber leistet der Begriff »qualitative Forschung« noch in der derzeitigen Wissenschaftsdiskussion, ist er noch state-of-the-art?

Ich möchte die Beantwortung dieser Frage mit einer kurzen Anekdote beginnen, die sich während meiner universitären Anstellung als Forschungsassistentin in Ulm ereignete: 2007 diskutierte ich den Entwurf meines ersten Drittmittelantrages mit Horst Kächele. Das Forschungsdesign für das beantragte Projekt hatte ich in einen *qualitativen* und einen *quantitativen* Arm eingeteilt: qualitative Interviews und quantitative Fragebogenerhebung. Ich betonte diesen Unterschied auch grafisch im Layout. Horst Kächele schlug den Antrag auf, sah die zweiarmige Tabelle und meinte sofort: Wer heutzutage noch so in qualitative und quantitative Forschung unterteilt, sei nicht mehr up-to-date, diese Spaltung sei in der Psychotherapieforschung längst passé. Mir schien diese Argumentation damals wie heute einleuchtend; gleich nach dem Leuchten erhob sich aber ein Widerstand. Betrachte ich zuerst meine Zustimmung, so meine ich, dass qualitative und quantitative Methoden im konkreten Forschungsprojekt ineinander verknüpft sein sollten, es in der praktischen Forschungswelt, solange sich die richtigen Forscherinnen und Forscher in einem Team zusammenfinden (siehe Mörtl & Lamott, 2010; Mörtl et al., eingereicht), auch ganz natürlich sind: In qualitativen Interviewstudien kann es Sinn machen zu randomisieren, spezifische Variablen auszuwählen, zu ordnen und extreme Fälle in der Datenverteilung auszuschließen. Andererseits

werden heutzutage auch Fragebögen ganz im Sinne des aus der Grounded Theory stammenden Theoretic Samplings ausgegeben, explorativ offen, Items werden im Validierungsprozess flexibel verändert, und es fließen Reflexionen in die Dokumentation des quantitativen Forschungsprozesses ein. Wenn eine solche kombinierte und zeitgemäße Forschungspraxis stattfindet, was bleibt dann von der Essenz des »Qualitativen«? Hier könnte man meinen, der ganze methodologische Streit hielte innovative Forschung zurück, und man sollte sich mehr mit der sinnvollen Durchführung von sogenannten Mixed Method Designs beschäftigen. Sind die Mixed Method Designs der Forschung das Äquivalent zu den integrativen Bestrebungen in der psychotherapeutischen Praxis? Sind dies die Zukunftstöne denen man folgen sollte?

Ich vergesse an dieser Stelle nicht den auf die Zustimmung folgenden Widerstand: das innere Sträuben bei einem Außer-Kraft-Setzen der Kategorien *qualitativ* und *quantitativ*. Das mag mit folgender Erfahrung, die sich im Laufe der Jahre immer wieder bestätigte, zu tun haben: Im Anfangsstadium einer qualitativen Analyse, vor allem als Jungwissenschaftlerin, ist es essenziell wichtig ein qualitativ geschultes, oder zumindest wohlgesonnenes, Team um sich zu haben. Harte Kritik aus einem, wie in meinem Ausbildungsfall, medizinisch- naturwissenschaftlich geprägten Lager zu Fragen der Sinnhaftigkeit (vermeintliche Validitätskriterien) und Wissenschaftlichkeit (vermeintliche Reliabilitätskriterien) haben in frühen Phasen der qualitativen Arbeit destruktiven Charakter; mehr und nachdrücklicher als in der quantitativen Arbeit. Es bedarf ganz besonders fördernder menschlicher Beziehungen, die den Grundstein für eine produktive qualitative wissenschaftliche Entwicklung legen, eben jener Haltung des Bricoleurs, über die Denzin und Lincoln (2011) in ihrer berühmten Einleitung sprechen. Bei mir waren es meine Mentoren Jörn von Wietersheim und später Franziska Lamott, die mir in Gesprächen über unser Datenmaterial wirklich beibrachten, was es bedeutete qualitativ zu sein: nämlich selbstreflektiert, oft im Chaos der Kategorien untergehend, das Essenzielle nicht vergessend, der Intuition, den Assoziationen nachzuspüren im Ringen um ein Verstehen. Es geht hier zuerst einmal um einen Identifikationsprozess als *qualitativ*. Ohne Zweifel gibt es auch einen Identifikationsprozess als *quantitativ* und in beiden Fällen gilt es sich zu verorten, in der Welt der Wissenschaft einen Platz zu finden. In diesem Heft wird werden sich die Autorinnen und Autoren dem qualitativen Forschen widmen und darstellen, wie sich dieses ganz klar von dem eines quantitativen Jungwissenschaftlers oder einer Jungwissenschaftlerin unterscheidet. Alle Beiträge werden die Zugehörigkeit und den damit verbundenen Entwicklungsprozess diskutieren, jene Identitätsbildung also, welche die Realität von Forschung und Wissenschaft ganz maßgeblich beeinflusst. Für dieses Argument muss man

bei der P&S Leserschaft wohl keine Lanze brechen, trotzdem hoffe ich, dass die Autorinnen und Autoren dieses Heftes es schaffen, durch ihre Offenheit und den Mut hinter die Kulissen zu blicken, den state-of-the-art auch für Sie interessant abzubilden und neue innovative Gedanken für die Zukunft qualitativer Psychotherapieforschung auf den Weg zu bringen.

Ob man sich nun im Laufe seines eigenen Entwicklungsprozesses genau einem Lager, dem *qualitativen*, zuschreiben möchte, liegt im eigenen Ermessen und Bestreben. Zudem gibt es mehr als ein zu wählendes Lager in der Psychotherapieforschungsszene, die man wohl als Spitzenreiter, nicht zuletzt bei akademischen Stellenausschreibungen, benennen darf: Neuro oder Nicht-Neuro, psychoanalytisch oder -fern, Klinik oder Forschung, Nordamerika stämmig/erfahren oder nicht, und publikations-/drittmittelsicher oder nicht. Allgemein gilt, dass Professorinnen und Professoren den Mut aufbringen sollten ein heterogenes Forschungsteam ins Boot ihres Research Labs zu holen, um so einen Ort für Diskussion und Widerspruch für eine erkenntnisorientierte Wissenschaft zu fördern, und nicht am alten aristotelischen Kategorienstreit der Qualität und Quantität festzuhalten, der ohnehin nur dazu führt sich mit dem eigenen Forschungsstil einzumauern. Angeleitet von diesen Mentorinnen und Mentoren beinhaltet der Entwicklungsprozess von Jungwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern auch das »richtige« Publizieren. Obwohl man sicher kritisch über das System der Impact Faktoren denken kann, helfen Publikationen mit einem hohen Impact Faktor in der eigenen Publikationsliste, nicht zuletzt bei Stellenbewerbungen und Drittmittelanträgen. Leider sind Impact-volle »Psycho«-Zeitschriften oftmals gar nicht für ihre Offenheit gegenüber qualitativer Forschung (oder ihr enges Verständnis davon: Stichprobe über 25, Cohen's Kappa Werte über 0.7) bekannt. Spätestens beim Austritt aus dem Ausbildungsnest, beim Hineinschreiten in eine internationale Scientific Community ist man mit realen wissenschaftlichen Lagern konfrontiert. Man gehört entweder dazu oder nicht (mehr dazu bei Gerald Poscheschnik und Leeat Granek in diesem Heft). Es gilt hier, Rhetorik zu lernen, sich zu positionieren, zu argumentieren und sich durchzusetzen. Bei einem unserer Artikel (Mörtl et al., 2010) den wir bei den Archives of Sexual Behavior einreichten, wurde unsere Studie aufgrund der kleinen Stichprobe hart angegriffen. Ein Reviewer betonte, dass die Studie gar nicht publizierbar sei, der verantwortliche Editor verwies dann aber doch, politisch korrekt und mit wissenschaftlichem Backup, auf einen einseitigen Artikel von Frieze (2008), in dem Richtlinien für (vermeintlich) gute qualitative Forschung festgelegt seien, und an dem sich das Journal nun einmal orientieren würde. In unserer Antwort an den Editor bezogen wir Position und entgegneten mit einem Arsenal von gewichtigen Publikationen, die den state-of-the-art qualitativer Wissenschaft diskutieren,

der sich eben nicht auf eine Stichprobengröße von, zum Beispiel, mindestens 25 Teilnehmerinnen reduzieren ließe. Wir waren erfolgreich, kamen mit »major revision« in die zweite Review Runde, mussten dann aber, angelehnt an die Kommentare der Reviewer, doch erhebliche Veränderungen am Manuskript vornehmen, bevor es letztendlich als außertürlicher Beitrag am Ende des Hefes unter der eigens gekennzeichneten Rubrik »Clinical Case Report Series« publiziert wurde. Zu guter Letzt blieb bei dieser Publikation etwas auf der Strecke: Reflexionen zum Datenmaterial wurden herausgenommen, Kriterien zur Validität wurden zugunsten von Kriterien der Reliabilität gekürzt, sogar bestimmte, im deutschsprachigen Raum übliche Metaphern mussten gelöscht werden, die zwar akkurat ins Englische übersetzt waren, aber die in der *objektiv-wissenschaftlichen* Rhetorik dieses Journals wegen ihres blumigen Charakters nichts zu suchen hatten. Dieser Kompromiss war nötig um unsere Studie auch einer erweiterten (amerikanischen, psychiatrischen) Leserschaft zugänglich zu machen; ob ich heute dieselben Veränderungen durchführen würde, bezweifle ich. Tatsächlich habe ich später von einem weiteren Mentor, David Rennie, gelernt, wie wichtig es ist, gerade auch in (methodisch) fachfremden Communities »qualitativ zu bleiben« und Position zu beziehen, sich nicht zu kompromittieren. Leeat Granek, deren Artikel hier in englischer Sprache erscheint, betrachtet diesen Aspekt genauer und beschäftigt sich mit den Spänen, die bei der qualitativen Arbeit unter die Hobelbank fallen. Sie widmet sich den Löschungen und Verleugnungen im Prozess qualitativer Forschung: Was bleibt *off the record*? Es sind dies all jene Erkenntnisse und Annahmen, die qualitative Forscher zwar im Kopf haben, die es aber niemals aus dem Kopf der Forscher hinaus, also in die Forschungsberichte schafften (z.B. unangenehme konfrontative Ergebnisse oder relevante Informationen, die man auf informellen Wege erhält und nicht auf Tonband hat). Was bleibt *off the books*? All jene wichtigen Aspekte unseres Forschungsprozesses (z.B. Reflexionen, relevante Beziehungserfahrungen), die in Publikationen herauseditiert werden. Und schließlich, was bleibt *off the charts*? Nämlich jene Anteile, die im Forschungsprozess integraler Bestandteil sind, dem Forscher aber selbst oft nicht bewusst, oder deren Offenlegung von der Scientific Community einfach nicht gewünscht sind (z.B. relevante Gefühle und Assoziationen in den Interviews). Leeat Granek entfaltet in ihrem Text eine sensible und treffende Übersicht all jener Aspekte, die unsere Arbeit im Kern qualitativ machen, die unsere Arbeit klar von üblichen quantitativen Standards abgrenzt, die aber allesamt aufgrund einer dominanten Wissenschaftsrhetorik nicht artikuliert werden. Sie konfrontiert damit jede und jeden einzelnen qualitativen Forscher und weist uns alle zur Verantwortung in zukünftigen Publikationen und Vorträgen.

Somit ist der Begriff »qualitative Forschung« state-of-the-art. Neben einer inhaltlichen Abgrenzung zum quantitativen, die man unterschiedlich diskutieren kann (siehe hierzu vor allem die wissenschaftstheoretischen Artikel von Gerald Poscheschnik und Omar Gelo in diesem Heft), drückt er eben auch eine persönliche Haltung aus: Qualitatives Forschen ist nicht nur etwas, das man macht, sondern etwas, was man ist. Sich selbst als qualitativ zu beschreiben (siehe hierzu vor allem die Artikel von Leeat Granek, Erzebet Fanni Toth und Mathias Wahl in diesem Heft) hat Bedeutung. Wir werden in den folgenden Beiträgen also beide Ebenen betrachten: die *professionelle*, jene Ebene in der es um die Methode geht, das Durchführen, das Verständnis von Wissenschaft; und die *persönliche*, die Ebene in der es sich um unsere Beziehungen, den Entwicklungsprozess, Identität und formgebenden Kontext handelt. Wie David Lätsch in seinem Beitrag argumentieren wird, sollte es in unserer Forschung nicht nur um das *Was*, den Inhalt des Gesprochenen (in Inhaltsanalysen) gehen, sondern auch um das *Wie* (in Konversations- und Diskursanalysen), denn oft findet man die gehaltvollste Bedeutung in der Art und Weise des Sprechakts. Kann dies auch auf einer Metaebene gehaltvoll sein? Qualitative Forschung nicht nur als Profession sondern eben auch als persönlichen Entwicklungsprozess zu diskutieren? Ich denke ja.

Zwei Beiträge widmen sich der ersten, der *professionellen Ebene*, einer methodologischen Verortung von qualitativer Forschung in der Wissenschaftstheorie und -praxis. Gerald Poscheschnik beginnt dieses Heft mit einer Reflexion über die Macht und Ohnmacht des Szientismus: neben einem genauen historisch-wissenschaftstheoretischen Überblick formuliert er anhand einer Feldforschungsstudie gut durchdachte scharfe Kritikpunkte an der Naturwissenschaft und offeriert, trotz seines realitätstreuen düsteren Ausblicks für rein qualitativ geschulte Forscherinnen und Forscher an der Universität, Chancen qualitativer Forschung für die Wissenschaft. Omar Gelo erarbeitet in seinem englischen Artikel über zeitgenössische Forschungsmethoden einen Zugang über deren zugrundeliegenden philosophischen Voraussetzungen und will damit den Blick von Forscherinnen und Forschern auf methodologische Aspekte richten: Er unterscheidet zwischen den *research methods* als rein *technical procedures* einerseits, die andererseits aber, sowohl in der quantitativen als auch in der qualitativen Forschungspraxis, auf bestimmten *principles* oder *methodological foundations* basieren. Er kritisiert in der heutigen Ausbildungspraxis den vermehrt methodenzentrierten Unterricht, der die Grundlagen, nämlich die wissenschaftstheoretischen Rahmungen jeder Forschungspraxis, ausblendet. Er benennt hier explizit folgende zu Grunde liegende Paradigmen: *positivism*, *postpositivism*, *constructivist-interpretivist* und *critical-ideological*. Die Paradigmen werden präzise zusammengefasst und

darin implizit bevorzugte methodische Wege zur Datenakquirierung und -analyse werden benannt. Wachsen Jungwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler aber ohne Ausbildung über die *philosophical principles* auf, so argumentiert der Autor, verursahe dies einen *lack of critical thinking*, was dazu führe, dass Wissenschaftler weniger *self-corrective* und weniger *open for viable alternatives* in ihrer Forschungspraxis seien. Er schließt seinen exakt argumentierten Text mit einer generellen Empfehlung für die Auszubildenden.

Wie aber formt sich nun das »Qualitative« in den Jungwissenschaftlerinnen und Jungwissenschaftlern im Spannungsfeld von Methode und Methodologie? Wie werden sie methodensicher und behalten zugleich all jene philosophischen Voraussetzungen und Anforderungen im Augenwinkel? Der Balanceakt, das kreative Meistern, das in jedem dieser Entwicklungsprozesse steckt, wird in zwei weiteren Beiträgen beschrieben.



Abbildung 1: Kreatives Meistern im Entwicklungsprozess zum qualitativen Forscher und zur qualitativen Forscherin

Die Artikel von Erzsebet Fanni Toth und Mathias Wahl richten sich auf die *persönliche Ebene*, die Reflexion des eigenen Forschungsprozesses während ihrer Qualifikationsarbeiten. Wie qualitative Methoden in der Psychologie und Soziologie gelehrt werden (oder nicht gelehrt werden) spielt eine zentrale Rolle.

Hierzu werden Sie auch eine Einschätzung von einem erfahrenen qualitativen Lehrer, Philipp Mayring, am Ende des Heftes finden. Die Reflexionen der Jungwissenschaftler und Jungwissenschaftlerinnen erlauben uns einen Einblick in ganz konkrete Schwierigkeiten, Anforderungen, Hoffnungen und Stärken junger qualitativer Forscherinnen und Forscher. Es war mir ein ganz besonderes Anliegen diese beiden Erfahrungsberichte zu publizieren. Was den »alten Hasen« qualitativer Forschung durch ihre jahrelange Betreuungstätigkeit von Studierenden wohl sehr vertraut sein dürfte, ist für andere junge Leserinnen und Leser vielleicht Neuland, liefert einen Einblick in die Erfahrungen junger Forscher und Forscherinnen. Qualitative akademische Forschungsgruppen sind überschaubar groß oder klein. Meist gibt es an einer Abteilung, oder gar an einer gesamten Universität, einer Stadt, eine qualitative Expertin oder einen Experten, um die oder den sich interessierte jungen Forscherinnen und Forscher scharen. Der Austausch ist so mit dem Betreuer, der Betreuerin und bestenfalls mit einer kleinen Gruppe von Studienkolleginnen gegeben. Die persönlichen Entwicklungen, die Sie in jedem der hier abgedruckten Beiträge lesen werden, bieten also eine Kontaktstelle.

Neben den Ausbildungsgruppen ist die qualitative Community in Deutschland, Österreich und der Schweiz insgesamt überschaubar, man kennt sich. Wenn nicht persönlich, so zumindest als Autorinnen und Autoren in den üblichen verdächtigen Publikationsstätten und Workshops. Was ist aber mit dem Rest der Welt? Wer es schafft, neben den bekannten deutschsprachigen Lehrbüchern (wie etwa Mayring, 2002; Lamnek, 2010; oder Flick, 2007) auch die englischsprachigen Klassiker (McLeod, 2011; Denzin & Lincoln, 2011; oder Silverman, 2005) zu lesen, hat Vorsprung. Aber wissen wir wirklich über qualitative Projekte und die Methodendiskussion in anderen Ländern Bescheid? Die besonders Aufgeschlossenen von uns werden dies mit ja beantworten, und in vielen Fällen werden wir über den europäischen Tellerrand geschaut haben; vor allem der angloamerikanische Raum ist bekannt, eventuell auch Südamerika mit der stark psychoanalytisch geprägten Tradition, die die Kooperation für qualitative Psychotherapieprojekte mit deutschen Kollegen natürlich fördert. Was ist aber mit der Slowakei? Mit Ungarn? Italien? Israel? Reicht das Auge? Wo unser interessiertes Auge wohl hinschauen möchte, reicht oftmals unser Sprachverständnis nicht aus. Eine Möglichkeit sind englischsprachige Publikationen, solange wir gewillt sind auf Englisch zu lesen und zu schreiben und auch ein passendes Journal oder einen passenden Verlag finden. Dies ist ein weiterer Antrieb zu diesem Heft, in dem sich Autorinnen und Autoren unterschiedlicher Nationen und unterschiedlicher Migrationswege finden (Österreich, Deutschland, Italien, Kanada, Ungarn, Israel). In der vorliegenden Ausgabe werden Sie, unüblich

für Psychotherapie und Sozialwissenschaft, aufgrund dieser Thematik gleich zwei Beiträge in englischer Sprache finden, jene von Leeat Granek (Kanada, Israel) und Omar Gelo (Italien, Deutschland, Österreich).

Ich möchte an dieser Stelle allen Autorinnen und Autoren für das Zustandekommen dieses Heftes danken. Ihre spannenden Beiträge sind eine Bereicherung und haben bereits jetzt ein Stück weit zur Vernetzung junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler beigetragen. Ebenso danke ich Frau Brigitte Boothe für die Unterstützung bei diesem Projekt, Marie-Luise Hermann und Kristina Hirt für die Hilfe beim Lektorat und Kurt Greiner für die Illustration.

*Kathrin Mörtl, Wien im August 2012
Herausgeberin dieses Heftes*

Literatur

- Denzin, N. & Lincoln, Y. (2011) (Hrsg.). *The SAGE Handbook of qualitative research*. Thousand Oaks: Sage.
- Flick, U. (2007). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Frieze, I.H. (2008). Editorial: Publishing qualitative research in Sex Roles. *Sex Roles*, 58, 1–2.
- Lamnek, S. (2010). *Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch*. Weinheim: Beltz.
- Mayring, P. (2002). *Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken*. Weinheim: Beltz.
- McLeod, J. (2011). *Qualitative research in counselling and psychotherapy*. Thousand Oaks: Sage.
- Mörtl, K., & Lamott, F. (2010). Wie wird Veränderung in der Psychotherapieforschung gemessen? Ein Plädoyer für triangulierende Forschung. *Psychotherapie und Sozialwissenschaft* 12(2), 95–102.
- Mörtl, K., Buchholz, M.B., & Lamott, F. (2010). Gender Constructions of Male Sex Offenders in Germany: Narrative Analysis from Group Psychotherapy. *Archives of Sexual Behavior*, 39, 203–212.
- Mörtl, K., Gelo, O., & Pokorny, D. (eingereicht). Qualitative research methods. In O. Gelo, A. Pritz, & B. Rieken (Eds.), *Psychotherapy research: General issues, Process and Outcome*. Heidelberg: Springer.
- Silverman, D. (2005). *Doing qualitative research*. Thousand Oaks: Sage.